Die Rache des Torero.

Es war zu der Zeit, als Rafael Guerrita, der am meisten gehaßte Torero in Spanien war. Man sagte, daß bei jedem Kampfe Guerritas, wie Sie Morenito nennen, beraubt sei, bereits das Leben des Matadors zu theilen gehabt. Aber dem Stier konnte Niemand sagen, wenn er nicht ohne Lanzenstich, ohne Banderillas, ohne Degenstoß, ohne Muleta, ohne Publikum, ohne Musik, ohne Alles, was zum Stierkampfe gehört, ein Stier wäre, der man nicht ein Haar krümmen konnte, mit der Hörnern, mit den Füßen, mit dem Schwanze, mit Allem, was ein Stier gerade hat, wenn er nicht Stier wäre, gerade das Gegentheil von Guerrita, Dieser gemeine, rohe, unerhörte und verhaßte Mensch, von einer Barbarei, die sich von Tag zu Tag steigerte, die sich von Heldengesang nicht als Lieder erkennen ließ. Er hatte zuletzt nur einen Gedanken, die Spanier zu beleidigen, den Gedanken, daß ihn der Kampf mit dem Stiere bei Ehren bringen, daß er nur Ruhm hatte. Er verachtete nur einzige Gefahren für ihn, um unverhältnißmäßig zu erkennen, welche Freude er dem betrübtesten Stier gegenüber zu bereiten hatte. Ich er ihn bis zur Verzweiflung reizen konnte, aber nicht, Ich er ihn zum Rasen bringen konnte, aber nicht, ich er ihm auf's Blut zugesetzt, wie einem guten Kinde die Eltern Freudeln konnte (und das Volk jauchzte laut auf!) aber nicht.

Morenito war anders. Er gab sich keine große Mühe, den Stier auf seine Launen hin zu prüfen. Er nahm sie alle ziemlich auf die gleiche Art, die fürstigen und die sanften, die dummen und die verschlagenen. Er handhabte die rothe Muleta mit Leidenschaft und mit einer Kühnheit, die beispiellos war. Er hatte alles, nur nicht die Ruhe, wie sie sich Guerrita immer bemachte. Ein dummer und träger Stier konnte ihn empören, daß er hätte weinen mögen. Er liebte die feurigen, blind darauf losstürzenden. Die verschmitzten mochte er nicht, und die kleinen Verwundungen, die er hier und dort davongetragen, hatte er der letzteren Art zu verdanken.

Seine Bedeutung lag in der übermüthigen Handhabung der Muleta, die ihm häufig genug zum Teufel ging. Er ließ sie nur selten, wie die übrigen Toreros, zur Rechten oder Linken spielen, so daß der Stier, wenn er auf sie losfuhr, in's Leere rannte, denn ehe er sie erreichte, war sie schon flugs in die Höhe geworfen. Nein: er ließ sie meist in ausgestreckten Händen vor seinem eigenen Körper flattern. Rannte der Stier sie an, so senkte er sie schnell zur Erde und zog sie laufend nach sich, so daß das Thier mit den Hörnern den Boden aufwühlte. Oder er schwenkte sie hoch in die Luft, so daß sich das Thier auf die Hinterbeine erhob. Oder endlich, er ließ sie zur Seite schnellen, um das schäumende Thier auf diese Weise zu prellen. Diese Art zu kämpfen war eine Tollkühnheit, auf die er stolz war, die sich aber nothwendig einmal rächen mußte.

Der bei weitem beste unter jenen jüngeren Stierkämpfern, die den Morenito bei seiner Arbeit unterstützten, war der feurige José de Vargas. Er konnte in seiner ganzen Art, wie er dem Stier gegenüberzutreten pflegte, die Schule des Morenito nicht verleugnen. Zu der Geschwindigkeit Morenito's fehlte ihm freilich noch viel.

* * *

Morenito saß mit dem befreundeten Torero Mateo Riguera vor einer Bodega der sevillanischen Vorstadt Triana. Es war Abend. Auf dem geräuschlos fließenden Guadalquivir schimmerten der Mond und die Sterne. Die Palmen am Ufer standen stumm und ohne Bewegung. Kein Lüftchen regte sich durch ihre königlichen Wedel, über die aus der Ferne der schlanke Glockenthurm der Kathedrale sah. Die wuchernden Rosensträuche hier und da waren voll purpurner Blüthen und verschütteten einen Duft, so schwer, daß man meinte, ihn greifen zu können. Von einem der Lastkähne im Strom, die Gemüse und Früchte aus dem tieferen Andalusien brachten, kam ein Liebeslied. Drüben, am anderen Gestade, waren Guitarren zu hören, zu denen das Volk mit scharrendem Schritt die Seguidilla tanzte.

Morenito und Mateo tranken Manzanilla und rauchten kubanische Zigaretten. Sie lauschten eine Weile wortlos dem Liebesgesang von dem Fluß her, indem sie Rauchringel vor sich in die Luft bliesen. Plötzlich sagte Mateo, und es war, als ob er mitten aus einem Gedankengang aufführe:

„Morenito, ich hatte die Absicht, Dir gestern Abends einen Rath zu geben, aber es fand sich keine Gelegenheit, wir waren nie allein. Ich will den heutigen Tag nicht hingehen lassen, ohne nachzuholen, was ich gestern versäumt habe: gieb acht auf Dein Weib."

„Was sagst Du?"

„Ich sage: gieb acht auf Dein Weib."

„Was meinst Du damit?"

„Ich meine damit, daß es einen Burschen giebt, der José de Vargas heißt, und Dein Weib Pepita ist jung und schön, und heiß ist sie auch, denn sie stammt aus Sevilla . . ."

„Was willst Du damit sagen?"

„Nichts will ich damit sagen, mein Morenito, nichts. Nur ein helles Auge zu haben bitte ich Dich, ehe es zu spät ist, sonst nichts."

„José ist mein Freund und mein Weib ist mir treu, wie an dem Tage, als sie meine Braut wurde, beim heiligen Juan."

„Mag es so sein. Ich wünsche nichts anderes. Ich werde glücklich sein, wenn ich einsehen werde, daß mich meine Augen betrogen haben. Ich habe auch nichts behauptet, weder von Deinem Weibe noch von José. Aber ich bin Dein Freund, und es ist mein Wunsch, Dir sonnenlose Tage zu ersparen."

Morenito reichte dem Freunde die Hand über den Tisch und sprach:

„Ich danke Dir. Ich werde thun, worum Du mich gebeten hast. Und wenn ich erkennen werde, daß Deine Befürchtung begründet war . . ."

Er runzelte die Stirn und um seinen hübschen Mund legte sich eine Falte. Aber ganz rasch verschwand sie wieder, und ein zufriedenes Lächeln zog über seine gebräunten, überaus sympathischen Züge, die etwas Klassisches hatten.

„Aber Du bist nicht begeistert, mein Mateo, Du mußt es."

„Seit Du Freund bist, ist Alles, Du kennst ihn nicht, Dein Morenito ist eine Braut, ein Kind, Vergnügt, es ist Zeit zu sagen, daß Du Deinen Stier nicht mehr zum Kampfe mit den Matadoren."

„Du bist ein wenig Mitleid, das auch ich auch. Aber ein Mitleid mit einem gleichen Tiere, wenn man sieht, daß Du einmal in seiner Haut gesteckt?"

„Ich glaube, es hat keine Tugend, die das Leben des Kampf verdient."

„Das kann ich begreifen. Aber wenn Du Lust, daß es mein Mitleid . . ."

„Daß es Deine Pflicht wäre, kannst Du Dich nicht erinnern."

„Nein, Mein Blick kann sieben, was will. Ich mehr ich sieben, mehr Folgen wenn ich sie."

„Aber Du kannst Deinem Mitleid verleihen, wenn Dich der Morgen liegen und beiden die Hand zu beiden, als wenn anderen."

„Wie . . .?"

„Meine Augen sind gefunden, auch ich weiß, daß es Deine nicht weniger sind. Darum nimmst es mich wunder, daß sie noch nicht gesehen haben, was der mitleidigen nicht verborgen geblieben ist."

„Mateo, Du hast mir den Abend verdorben. Komm, laß uns gehen."

„Es ist besser, daß ich Dir diesen Abend verdorben, als daß Dir José de Vargas das Leben verdorben. Komm!"

* * *

Sie gingen, um sich an einer der nächsten Straßenecken zu trennen. Mateo folgte den Klängen einiger Guitarren und Mandolinen, um noch ein Glas Wein zu trinken. Morenito schritt langsam heimwärts, den Blick gesenkt, in Gedanken, die nicht goldig waren.

Morenito fand sein Weib daheim, auf dem Balkon, mit einer Freundin zusammen, beim Plaudern. Er setzte sich zu den Frauen und war in seinem Wesen wie immer. Nur zuweilen ließ er das Auge länger als sonst auf seinem Weibe ruhen und dachte: Was gäbe ich darum, wenn ich jetzt wüßte, was hinter dieser Stirn vorgeht!

Und indem er mit kühlen Augen diese bräunlich blasse Stirn betrachtete, auf die sich ein paar feine, schwarze Locken aus dem Reichthum des Haares niederneigten, kam es ihm in den Sinn, wie schön und wie begehrlich diese Stirn sein. Und dieses ganze Antlitz, dieses königliche. Diese tiefen andalusischen Mandelaugen mit dem verschleierten Glanz. Diese weichen Wangen, die an überreife Pfirsiche gemahnten. Diese stillen, stolzen Lippen, die so viel heimliche Gluthen verbargen.

Pepita war ruhig, gemessen, empfindsam, nach ihrer Art.

Nein, dachte er, dieses Kleinod betrügt mich nicht. Thörichter Mateo!

Er begann im stillen zu seinem Weib eine leidenschaftlichere Liebe zu empfinden, als er sonst pflegte. Er begann sich glücklich zu preisen über diesen Besitz. Er nannte sich undankbar, daß er nicht stets im stillen über seinen Reichthum triumphirte, und nannte sich schlecht, daß er den Worten des Mateo Riguera hatte Gehör schenken können.

Aber dann auf einmal waren die schlimmen Gedanken wieder da. Wenn er nun doch recht hätte, der Freund . . . . Mutter Gottes, wenn er nun doch recht hätte . . .!

Morenito's Augen fingen wieder an, kalt zu sehen und ohne Leidenschaft. Sie suchten zu ergründen, was in Pepita vorging, und folgten jeder Bewegung ihres schlanken Körpers mit Argwohn und fühlbaren Schmerzen.

Aber er konnte und konnte nichts entdecken als nur ihre Schönheit. So taumelte er aus einer Stimmung in die andere, schalt sich jetzt, ermahnte sich dann, auf der Hut zu sein, zitterte dann und hätte dann jubeln mögen — und es sah wüst in ihm aus.

Nach einer Weile stieg der Mond über den Häusern der Gasse auf. Pepita sah empor und sprach:

„Welcher Glanz! Welch' eine Reinheit!"

„Ja, welch' eine Reinheit!" erwiderte Morenito mit Nachdruck, und seine Augen bohrten sich wieder in die ihrigen, um irgend etwas zu ergründen. Aber Pepita's Antlitz blieb nach oben gewendet und rührte sich nicht. Und Morenito mußte wieder denken: Wie schön sie ist! Wie der Mond in ihren großen Augen blinkt! Wie ihre großen Augen glänzen!

Dann ging die Freundin und Morenito und sein Weib begaben sich zur Ruhe. Pepita merkte des Nachts, daß ihr Gatte schwere Träume hatte. Er zuckte mehrmals wild zusammen mit allen Gliedern; ein paarmal stöhnte er laut. Aber dann kam wieder der bleierne Schlaf in seinen Körper. Pepita wachte die ganze Nacht bis zum Morgen und sann und sann, was an dem verflossenen Tage geschehen sei.

* * *

Am nächsten Morgen erwachte Morenito verstört, ohne vom Schlaf erquickt zu sein. Sogleich stand vor seinem Gedächtnis der warnende Mateo wieder, und es war ihm, als schlügen ihm jene teuflischen Worte von neuem an's Ohr.

Pepita fragte ihren Gatten, ob er im Laufe des vorigen Tages einen Verdruß gehabt habe oder ob er sich körperlich unwohl fühle.

„Es ist nichts," sagte Morenito, indem er sie mit sonderbaren Augen ansah. „Der Kopf schmerzt mich ein wenig, ich weiß nicht, woher es kommt. Ich werde einen Gang vor die Stadt machen, zum Landhaus meines Bruders. In der frischen Luft werde ich die gute Stimmung wieder bekommen."

Er verließ das Haus und wanderte durch die Straßen. Er suchte sich zur Ruhe zu zwingen, aber es gelang ihm schlecht. Er hielt es nirgends aus. Er kehrte in dieser und jener Bodega ein, aber es war, als sei plötzlich eine Kraft vorhanden, die ihn immer wieder auf und weiter trieb, die ihn zu keinem geordneten Gedanken kommen ließ und ihm jede gefestigte Stimmung nahm.

Als er gegen Mittag in einem Hause, welches seine Eltern ihm, als er in einem rasenden Wirbel vor sich vorbeiritt, durch den plötzlich ein heißer Strahl durch den Kopf, wenn er sich irgend einer Sache klar, daß er nicht ohne Angst herauskommen ist.

Ich will zu José de Vargas gehen, wenn er da ist, daß ich nicht bei ihm war.

Der war nicht zu Hause, er hatte gesagt, er wolle in einer Stunde wieder da sein. Morenito wartete eine Zeit, ging, kam wieder, ging, kam wieder, bis es Abend wurde. Er wartete, bis er José de Vargas sah, und sah, daß er nicht bei ihm war.

Der war nicht zu Hause, er hatte gesagt, er wolle in einer Stunde wieder da sein. Morenito wartete eine Zeit, ging, kam wieder, ging, kam wieder, bis es Abend wurde. Er wartete, bis er José de Vargas sah, und sah, daß er nicht bei ihm war.

Morenito begab sich in das Wohnzimmer des José, suchte es schnell mit einigen Blicken in seinen Einzelheiten zu umfassen und ließ sich auf einen der strohgeflochtenen Stühle nieder. Am Fuße des Tischchens, das daneben stand, lag ein feines, weißes Tuch aus Batist. Als er es bemerkte, biß er die Lippen aufeinander, und sein Gesicht wurde noch um einen Schatten bleicher. Er nahm das Tuch auf, in dem das Monogramm seines Weibes stand, und steckte es ein. Dann erhob er sich und sagte dem dienenden Mädchen, daß er doch nicht die Zeit hätte, auf die Rückkehr ihres Herrn zu warten. Er trug ihr einen Gruß an ihn auf und verließ das Haus, abschied, aber ruhig, ohne daß ihn mehr die Qualen des Zweifels plagten.

Dies war an einem Mittwoch geschehen.

Für den Sonntag war ein Stiergefecht der drei jungen Toreros Mateo Riguera, Bocanegra und Morenito im Stierzirkus von Sevilla angezeigt. Während der paar Tage bis zum Sonntag lag Morenito viel in den Kirchen herum, mied die Gesellschaft seiner Bekannten, war aber in seinem Wesen ruhig und schlief des Nacht. Hierüber konnte Pepita, die nicht abließ, ihn mit Spannung all' ihrer Nerven zu beobachten, nicht in's Klare kommen. Jener sonderbare Anflug leidenschaftlich gesteigerten Empfindens, der in der Nacht vom Dinstag zum Mittwoch über ihn gekommen war, wiederholte sich nicht. Er war kalt zu Pepita und wich ihren Blicken aus. Aber er sagte ihr nichts, was sie hätte verletzen können, und nie kam ein Wort über seine Lippen, das sie über sein Mitwissen ihrer Schuld hätte aufklären können. So bestand eine Schwüle zwischen den beiden Eheleuten, die sich jederzeit in einem Gewitter zu entladen drohte. Sie litten beide Qualen unter dieser aufreibenden Stimmung und empfanden es beide, daß ein solches Leben auf längere Zeit nicht auszuhalten sei.

So kam der Sonntag heran. Gegen Mittag schmückte sich Morenito mit der funkelnden Tracht des Torero. Sonst pflegte ihm sein Weib hierbei behülflich zu sein. Diesmal lehnte er ihre Hülfe ab. Er schloß sich in sein Zimmer ein und bekleidete sich mit langsamen, sorglichen Bewegungen, die fast feierlich waren. Er berührte jedes der glänzenden Stücke, die er sich anlegte, in einer Weise, wie man sonst nur geliebte Wesen zu berühren pflegt, und als er in vollem Schmuck dastand, eine schöne, stolze Gestalt, die Wangen ein wenig von einer fiebrigen Erregung geröthet, griff er nach seinem Toledoschwert und zog es aus der Lederscheide. Er fuhr mit dem Finger über die glänzende Fläche hin, bog die Klinge ein wenig, küßte sie und mußte lächeln.

Pepita hatte an diesem Sonntag ein Gefühl, das ihr gesteigerte Angst verursachte. Sie wußte nicht, was es war, oder vielmehr, sie wollte sich absichtlich keine Rechenschaft darüber geben, denn sie mußte sich sagen, daß es nichts anderes sein konnte als das Bewußtsein ihrer Schuld. Dieses selbe dämmerige Gefühl sagte ihr auch, daß an diesem Tage etwas geschehen werde, aber sie ahnte nicht, was. Sie ging wie im Traume umher, mit verschleierten Augen, und that sich rothe Rosen in's Haar. Hin und wieder spürte sie einen Stich, der ihr durch's Hirn ging, und hatte Minuten, wo sie sich still hätte niedersetzen und weinen mögen.

Das ruhelose Grübeln in den vergangenen Tagen und Nächten und das schwüle Vorgefühl eines unabänderlich kommenden Etwas, das sie als etwas Furchtbares ahnte, hatten sie mürbe gemacht. Sie sehnte sich danach, daß diesen folternden Stunden ein Ende werde, und sei es auch etwas Grausames, das dieses Ende brächte.

Die beiden Gatten setzten sich nieder zum Mittagmahl. Pepita in einem weinrothen Seidenkleid, das sie für den Stierkampf angethan hatte, und mit reichem Goldschmuck an Armen und Händen. Es ging wieder still zu während des Mahles, wie schon an den vorhergegangenen Tagen. Endlich brach Morenito das Schweigen. In langsamem, ehernem Ton sagte er, indem er sein Weib mit kühlen Blicken maß:

„José de Vargas wird heute Nachmittag unter meinen Gehülfen sein!"

„José de Vargas?"

„Ja, was fragst Du so gleichgültig? Ich dächte, es müßte von Interesse für Dich sein?"

„Was soll das heißen?"

„Ich frage nur. Ist er nicht Dein Freund?"

„Das weißt Du so gut wie ich. Er ist unser beider Freund!"

„O ja, er ist mein Freund, mein Herzensfreund ist er, mein Brüderchen, mein Engel, o ja!"

Darauf hatte er sich hinter sich auf den gebeilten Bank auf den Sitz. Das war das erstemal, daß Pepita seinen Blicken ausgewichen.

Pepita hat den Morenito nicht auf der Brust, in die sie sie schon gelegt hatte. Ich dieser Moment erfüllt es mit Grauen, ich sitzen, so daß er die Spitzen der Stiefeln sah.

Morenito ging nicht weiter darauf ein.

„Pepita, auf mich ein Blick bitte bitte bitte. Du kannst mir es in die Augen."

Pepita schob sich mit leisem Frauenhaar, daß sie das Gesicht verstecken, die Augen zu sehen, die Morenito nur für seine Geliebte hatte, wenn er sie ansah. Er sah sie, wie sie sich wieder, wenn sie plötzlich ihr unterwerfen. Dieses Gesicht.

Aber Morenito sagte nicht weiter, ohne sie zu sehen, sondern sah sie in einer rasenden Wirbel vor sich vorbeireiten, daß ihn plötzlich ein heißer Strahl durch den Kopf, wenn er sich irgend einer Sache klar, daß er nicht ohne Angst herauskommen ist.

Ich will zu José de Vargas gehen, wenn er da ist, daß ich